

## *anna kim: die abgründe des recherchierens*

ich habe meine recherchetätigkeit mit einem buch begonnen, *die bilderspur*, für das ich nicht extern, sondern intern recherchiert habe, in meinem kopf: ich habe mich erinnert, denn im ersten teil der erzählung ging es um einen aspekt meiner kindheit, der mehr- bzw. einsprachigkeit und um meine beziehung mit ihr. selbst das recherchieren in meinen erinnerungen habe ich damals nur widerwillig betrieben, nur, wenn es nicht anders ging, weil meine erinnerung an ihre grenzen gestoßen ist, nur dann suchte ich in fremden erinnerungen nach hinweisen, die meinem gedächtnis auf die sprünge helfen würden, in fotoalben etwa, oder im kopf meiner mutter. im grunde aber wollte ich nicht über mich schreiben, dies war nur ein gebiet, auf dem ich mich auskannte, deswegen hatte ich es ausgewählt, weil ich jedoch nicht über mich schreiben wollte, sondern *schreiben. punkt.*, suchte ich nach einer möglichkeit zu schreiben, ohne etwas preiszugeben.

die preisgabe: ein risiko, das man eingeht, ohne es abschätzen zu können. wenn man sich beispielsweise einem thema zu sehr annähert, mehr, als man wollte, mehr als man meint zu ertragen: wenn man die eigenen fähigkeiten der abschottung oder des abgebrühtseins überschätzt. ich komme aus einer schriftstellergeneration, die der ansicht war, sie müsse ihre seele zerkleinern und/oder veräußern, um ein gutes buch zustande zu bringen. ich weiß nicht, ob es sie noch gibt, die autorinnen und autoren, die mehr dichterinnen und dichter sind: die idealisten, für die literatur tatsächlich die welt ist und sogar mehr. sie werden immer seltener, scheint mir; es stellt sich auch die frage, ob es eine produktive annäherung an literatur ist, in ihr die welt zu sehen und, vor allem, ihr seine eigene zu schenken. ich bin skeptischer als damals, aber ich glaube nach wie vor noch, dass die leserinnen und leser spüren, wieviel vom autor, von der autorin in einem text steckt, sei es ein gedicht, eine erzählung oder ein roman. hier kommt nun die recherche ins spiel: nachdem ich meinte, in meinem ersten buch zuviel von mir preisgegeben zu haben, änderte ich meine taktik in meinem zweiten buch: nicht mehr um meine, sondern um fremde erinnerungen wollte ich mich bemühen, *sie* sollten der mittelpunkt meines nächsten romans werden.

die behandlung eines themas, mit dem man nichts zu tun hat (wie ich mit dem krieg in kosovo) ist zugleich befreiend und einschränkend. zum einen meint man, aufgrund seines unwissens, alles erfahren zu können (stichwort: befreiend), zum anderen weiß man aufgrund dieses unwissens nicht, wo man mit dem wissensammeln beginnen soll; die euphorie der unvoreingenommenheit wird von einem gelähmtsein abgelöst, wenn man mit seinem eigenen marginalen wissen konfrontiert wird. und manchmal, oft, wünscht man sich, selbst dieses marginale wissen niemals gesammelt zu haben, denn es öffnet abgründe.

recherchieren ist in letzter konsequenz, da es um das hinterfragen von selbstverständlichkeiten, von gewohnheiten geht, immer das hinterfragen seines eigenen wissens und seiner eigenen auffassung. habe ich richtig recherchiert, verändert sich mein kopf, verändern sich meine gedanken, es kommt zu einer metamorphose, die ich manchmal versucht bin, altern zu nennen. das vordringen in ein unbekanntes territorium und das abgehen eines solchen verwandelt mich, die entdeckende, die oft, mit ihren eigenen grenzen konfrontiert, meint, nicht weitermachen zu können. ist schließlich die expedition beendet, werden normalität und selbstverständlichkeit zu einer frage, noch dazu zu einer akuten.

obsession, das ist das wort, das für mich in einem atemzug mit recherchieren genannt werden muss: die obsession mehr zu erfahren, mehr, immer mehr. die schwierigkeit liegt für mich tatsächlich darin, aufzuhören. ich bin ein recherche-junkie; ich bin vollkommen süchtig danach, antworten auf fragen zu finden; dass dieses finden selten ein finden von antworten ist und fast immer ein finden von fragen, ist klar. dass die fragen immer zu neuen fragen führen, ist auch klar. dass man das suchen irgendwann beenden muss, wenn man mit dem schreiben beginnen möchte, brauche ich nicht zu erwähnen. dass aber die ungewissheit bleibt, dieses nagende gefühl, dass man etwas übersehen hat, dass man weiter suchen hätte sollen – das ist das gefühl, das einen dazu antreibt, beim nächsten buch, bei der nächsten frage noch gründlicher ausschau nach antworten zu halten und sich um welche zu bemühen, auch wenn es keine gibt, und es gibt so oft keine, im sinne von: es gibt zu viele. die befriedigend eindeutige antwort gibt es nicht.